

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Nebr., Freitag, den 11. Dezember 1914

Claire.

Kriegsroman. Von Kurt Münger, Zürich.

Da, wo sich die Stadt in Wiesen und Felder auflöste, stand in einem schönen Garten die Villa des Herrn von Bodmer. Geboren in Mülhausen, als das Land an Deutschland fiel, war er als Deutscher aufgewachsen und nach manchen Fahrten und Taten in der Welt in die Heimat zurückgekehrt. Seine Frau hatte ihm zwei Söhne geboren, die nun zehn und neun Jahre alt waren. Mademoiselle Claire, die Gouvernante der Knaben, war im Hause geliebt, auch als die zu Gymnasialen Heranwachsenden ihrer Beaufsichtigung entraten konnten. Die sanfte Heiterkeit ihres Wesens, ihre schelmische Anmut hatte sie allen so lieb gemacht, daß man sie zu bleichen bot. Und sie blieb gern.

Claire hatte einen Bruder, der in Paris als Leutnant bei der Infanterie diente. Sie liebte ihn sehr und pflegte eine unermüdete Korrespondenz mit ihm. Auch kam er gelegentlich nach dem Elsass, war dann Gast in der Bodmerschen Villa und machte sich gleichfalls allen angenehm. In einem knappen Jüdt war er ein hübscher feuriger Bursche, aber über die Liebe zum Vaterland hinaus schien er andere Leidenschaften nicht zu kennen.

Es kam der Sommer des Jahres 1914. Frühe, kühl und regnerisch. Claire sah tagelang in ihrer Stube und schrieb. Abends trug sie umfangreiche Briefe zur Post und holte sich solche vom Amt. Ihre Heiterkeit wurde stürmisch, ihre Liebeshörigkeit heftig.

In einem regnerischen Abend sah man in der stillen Villa und wartete mit dem Essen auf den Hausherrn. Plötzlich hörte man dumpfes Grollen von der Stadt her, ein gedämpftes Brausen. Die Knaben eilten ans Fenster, die Nacht war dunkel und still. Da trat der Vater ein. Er war blaß, seine Augen leuchteten.

„Krieg!“, rief er. „Krieg! Ich muß fort. Aufland, Frankreich!“

Bisher hatte man die Spannung der Völker mit sicherem Gleichmut betrachtet. Krieg war Trauer, Phantastik, Unmöglichkeit. Aber nun war er da. Plötzlich unwahrscheinlich und furchtbar.

Frau von Bodmer wußte nur eins: „Du mußt fort.“

Er ging noch in derselben Nacht. Er hatte es nicht weit, sein Regiment stand in der Nähe. Aber er ging, hat er Mademoiselle Claire, heimzureisen.

Claire sagte: „Meine Heimat ist bei Ihnen. Drüben in Frankreich ist nur mein Bruder, der muß hinaus. Was soll ich in einem mir entfremdeten französischen Lande? Lassen Sie mich hier.“

„Sie sind nicht sicher, Claire. Die Deutschen, wenn sie siegen, werden zu den Frauen der anderen Nationen höflich sein.“

Claire vergaß sich. Mit dunkelnden Augen sagte sie: „Wenn sie siegen.“

„Aber schon gefaßt, fuhr sie fort: „Ich bin Deutsche. Das Land, das wir lieben, ist unser Vaterland. Frauen haben nicht die Begriffe der Männer vom Vaterland.“

Sie blieb. Aber sie war viel drauhen. Sie wanderte im Land umher, obgleich man sie warnte. Sie wagte sich weit hinaus auf ihrem Rad, fuhr in die Wälder, an den Rand der Hügel. Sie ermunterte die verworrenen Knaben, auszugehen und die militärischen Stellungen zu beschauen. Am Abend ließ sie sich erzählen. Sie lauschte mit verbissener Hingabe. Bisweilen kamen Gäste, es gehörten Offiziere zu den Freunden des Hauses. Dann bot Frau von Bodmer tatwoll die Französin, den Salon zu verlassen. Claire ging lächelnd. Zwischen den Portieren stand sie. In ihr Gehirn gruben sich die Worte, die sie auffing. Sie notierte mit fliegender Hand, was sie hörte. Nachts schrieb sie. Die Blätter verbrag, sie an ihrer Brust, und am Morgen radekte sie hinaus, fort, in der Stadt langsam, dann schneller und schneller, bis der Wald sie aufnahm. Aber pünktlich war sie stets zurück.

Eines Tages, plötzlich, hörte man in dem stillen Hause den ersten Schuß. Es waren die Franzosen, die über den Berg mit ihrer Artillerie herabstürzten und die Stadt beschossen. In wenigen Stunden waren die Nachrichten in Mülhausen.

„Was“, rief Frau von Bodmer. „Woher?“

„Man hat gehört.“ Sie war ohne Nachricht von ihm. Sie wollte hinüber, aber Claire hielt sie zurück. Auch Claire fieberte. In ihrer Aufregung sah sie die Freundin doch.

„Arme Claire“, sagte sie, „du ledest um ungesetzlichen. Geh! Noch laust du. Beschau uns. Ich fürchte

das Schrecklichste. Unsere Kräfte hier sind schwach. Die Franzosen kommen über uns.“

Claire sagte: „Ich bleibe, Liebste. Wenn es not tut, kann ich mich für eine Französin ausgeben. Ich werde euch beschützen können.“

Am Sonnabendabend prasselte es fern. In das dumpfe Rollen der Geschütze hagelte das Feuer der Gewehre hinein. In der Stadt wußte man nichts Entscheidendes. Aber die Dragoner ritten fort. Die Kasernen leerten sich. „Wohin?“ schrien die Bürger. Man antwortete nicht. Leute rüsteten sich zur Flucht. Der Bahnhof war leer, verlassen, tot. Alle Lichter gelöscht. In den finsternen Straßen hasteten Schatten aneinander vorbei. Man flüchtete nur. War man im Stich gelassen, ausgeliefert? In der abseitigen Villa ahnte man nicht alles. Die Knaben durften nicht hinaus. Gärten und Dienerräume längst einberufen. Nur noch Frauen waren im Haus.

„Waffen“, sagte Frau von Bodmer, „vor allen Dingen Waffen. Wir ergeben uns nicht.“ Sie siebete vor Latendrang und Verzweiflung.

Nur ein Revolver war da. Und Claire nahm ihn an sich. „Du zitterst ja“, sagte sie. „Laß ihn mir. In meiner Hand ist er sicher.“

Sie ballte die Fäuste, um den Jubel ihrer Stimme zu unterdrücken.

Am Sonntag morgen, nach einer schlaflosen Nacht, hörten die Bewohner der Stadt Hufschlappen. Aber die Freude wurde Entsetzen. Franzosen waren es, die durch die Straßen auf den Rathausplatz sprengten, und schon war am Stadthaus die Ummantelung angeheftet: Aux ennemis de l'Alsace. Und zugleich kam ein Regen weißer Blätter über die Stadt; aus dem klaren, lichten Himmel, von Luftfahrzeugen entsendet, flatterten goldene Versprechungen auf das zitternde Volk herab.

Raum hatten die Franzosen die Stadt verlassen, so ritten die deutschen Dragoner hindurch. So waren die Armeen in Frühling, ein Gefecht stand bevor. Die Leute richteten sich in den Kellern ein, schafften Betten und Proviant hinab, berrammelten die Türen und Fenster. War es der jüngste Tag? Die Abrechnung der Sünden? Noch immer, da er in den eigenen Gassen stand, blieb der Krieg Trauer.

Aber mittags zogen die Franzosen in die Stadt ein und durch sie hindurch. Stundenlang wälzten sich die dunklen Massen durch die stille Stadt. Selbst die, die sie hoffend erwartet und verräterisch ersehnt hatten, waren bleich. In der Gartenlir stand Claire. Sie hielt sich an dem Gitter, um nicht den Truppen entgegenzutreten, mitzuziehen. Glühende Leidenschaft schüttelte sie. Vaterland... Frankreich... Sie küßte sich nun ganz als Französin. Die Artillerie kam raselnd. An einem Probenwagen hing ein buntes Bild der deutschen Kaiserfamilie.

Claire hielt sich nicht.

„Ah“, rief sie. „Vous allez les voir à Berlin!“

Sie sah sich um. Sie war allein. Die anderen stonden im Haus an den Fenstern. Man hörte sie nicht von dort. Die Soldaten grüßten sie. „An den Rhein!“ riefen sie.

„An den Rhein!“ antwortete Claire. Und wieder Infanterie, rasch, in dunklen Uniformen. Unter den zurückgeschlagenen Mänteln leuchteten die roten Hosen grell.

„Gaston!“ schrie Claire. „Gaston!“

Mit seinem Zuge kam ihr Bruder vorbei. Sie fürchtete nichts mehr, mochte man sie sehen! Sie stürzte hin und drückte ihm ein Mädchen in die Hand. Er hatte keine Zeit, sie zu umarmen. Die Artillerie besetzte die Höhen, die Infanterie blieb in der Stadt. Es war still. Die Franzosen waren freundlich und höflich. Sie suchten Begeisterung zu erwecken, Jubel zu entfachen. Aber eingeschredt, verschüchtert, der Lage noch nicht trauend, blieb das Volk schau und bedrückt.

„Geh schlafen“, sagte Claire am Abend. „Es geschieht nichts weiter. Wir sind sicher. Fürchtet Euch nicht.“

Man hatte in der einsamen Villa kein Licht gemacht. Die Köchin und das Stubenmädchen wagten sich nicht in ihre Manstube. Sie sahen im Keller und schliefen dort, auf Weinfässern sitzend. Frau von Bodmer blieb im Zimmer ihrer Kinder. Und Claire — Claire stand auf dem laichen Dach und wartete und lauschte.

Sie hörte Mitternacht schlagen. Nicht mehr alle Uhren der Stadt, nur noch eine. Man hatte vergessen, sie aufzugeben, oder die Franzosen, die sie nach ihrer Zeit geschickt, hatten sie verdröben.

Aber plötzlich schrie die schöne, stille Sommernacht auf, brüllte, heulte.

Eine Kanone hatte ihren furchtbaren Schluß geöffnet.

Claire zitterte, als wenn das Haus unter ihr wankte. Und schon setzte die Schicht ein. Claire spähte hinaus. Dort, wo Burgweiler lag, sah sie Funken, Flammen, Wolken. Von dort hagelte es Schüsse. Krachend schien dort der Wald sich niederzulegen oder die Erde sich zu spalten. Und näher und näher kam dieser Neun, unbekannte, furchtbare Lärm. Schon unterschied man im Getöse die Töne der Geschütze, dunkle und hohe, Bass und Falsett. Dann verstummten die tiefen, nur die Gewehre setzten die Sinfonie fort, furchtbar eintönig, unerträglich ihr Motiv wiederholend.

Da stand Frau von Bodmer neben Claire. Und die beiden Knaben, in ihren Nachhemden, kamen Hand in Hand, fassungslos, wie da das größte Erleben in ihr Kinderdasein dröhnte. Niemand sprach. Bis der Älteste sagte: „Kämpft Vater mit?“ Da fiel die Mutter auf die Knie und sagte: „Betet. Aber für alle. Für unser Land.“ Aber sie fand kein Wort.

Claire regte sich nicht. Es war drei Uhr morgens. Noch funkelten die Sterne, ungerührt und still. Noch war es finster. Aus dem Garten buffelten Reseden stark. Da rasselte die Straße Artillerie heraus, flüchtend, aufgelöst. Ein furchtbares Getöse näherte sich der Stadt.

Claire suchte zusammen, als hätte eine Angel sie getroffen. Sie beugte sich über die Brüstung, sie lauschte. Nichts. — Aber plötzlich ein „Hurra, hurra!“ Es waren die verfolgten Deutschen. Die Franzosen flohen verwirrt, entwohnt.

Claire, außer sich, schrie den Franzosen zu: „Stehet, steht! Wohin? Hinter Euch liegt der Rhein! Feiglinge! Feiglinge!“

Aber ein einziger Ruf schollte zu ihr herauf: „Verloren, verloren!“

Da sah sie Frau von Bodmer. Ihre Kinder an der Hand, stand die deutsche Frau da.

„Sie!“ rief sie. „Wir Deutschen siegen! Kinder, eure Zukunft wird gegarbt, der Feind flieht.“

Claire sah sie einen Augenblick an. Halbgerecht schrie sie: „Deutsche! Nicht mehr. Alle Verachtung, Feindschaft gegen Deutschland lag darin. Das Wort allein war Beschimpfung. Sie hob den Revolver und schuß auf die Frau und auf die Kinder. Die drei fielen, ehe sie begriffen. Zudend stürzten sie nacheinander, gut getroffen, und schnell gebrochene Augen riefen die Sterne an.

Claire sah auf ihr Werk, als es im Garten laut wurde. „Claire“, rief jemand, „Claire!“

Aber sie konnte sich noch nicht rühren. Man lief in das Haus und fand sie. Ihr Bruder trat auf das Dach, wo zwischen den Dleambertkabeln die drei Toten lagen.

„Claire“, ein Korporal drängten ihrem Leutnant nach.

„Claire, komm! Mit uns! Wir müssen zurück! Komm! Wer sind die, Claire? Was ist das?“

Claire sagte ruhig: „Ich tat, was Ihr Feiglinge unterließet. Seht, da liegen sie, diese Deutschen!“

„Eine Frau!“ schrie Gaston. „Kinder!“

„Knaben“, sagte Claire, „einmal Männer, eure Feinde.“

„Du hast sie getötet?“ rief er triumphierend.

Aber ehe sie noch antworten konnte, rief der Korporal: „Es lebe die Helbin! Einen Säbel der Tapferen!“

Und unter den begeistertsten Rufen der französischen Soldaten warf er ihre Schärpe über. Gaston rief sie an sich und küßte sie. Aber sie rief:

„Kommt, ich weiß alles! Ich kenne die Wälder, in denen sie liegen, ihre Positionen, ihre Kräfte. Kommt! Ich führe Euch!“

Und einem Soldaten den Säbel entziehend, lief sie, die geschmückte Verbrecherin, Mörderin und Spionin, ihnen voraus.

Aber von der Gartenpforte her blickte ihnen der Tod entgegen. Deutsche Gewehre rauchten, und entsetzt, verzweifelt ergab sich der französische Korporal mit seinen Soldaten über den Leichen der gefallenen Geschwister.

— Guter Rat. Fremder: Wie weit ist's noch ins Tal? Einheimischer: Eine halbe Stunde, — wenn Ihr Euch aber runtertugeln wollt, seid's in zehn Minuten dort.

— Belehrung. Mutter (auf der Bahnfahrt zu dem schreienden Baby): „Wenn Du jetzt nicht gleich still bist, werfe ich Dich zum Fenster hinaus!“

Der achtjährige Freij: „Das darfst Du nicht, Mama.“ Das hinauswerfen von Gegenständen ist hienau unterfagt!“

Das Verbrechen der Schauspielern.

Skizze von Artabij Awerischenko.

I.

Der Regisseur verteilte die Rollen und reichte der Liebhaberin Lubarska ein bißes, geachtetes Heft. „Oh!“ sagte diese, mit anscheinend gemischten Gefühlen.

Sodann gab der Regisseur ein gleiches Heft dem ersten Liebhaber Satatow.

„Grundgütiger!“ seufzte der mit vor Schreck erweiterten Augen. „Aber das sind ja zwei Pfund! Das bringe ich nicht fertig. Anderthalb hätte ich noch lernen können, aber zwei nicht!“

„Nur, Du!“ dachte die junge Debitantin Marystkin.

„Das ist ja keine Rolle, sondern eine Bibel“, schrie die Lubarska, indem sie sich stellte, als breche sie unter der Last des Heftes zusammen.

„Nur“, dachte die Marystkin. „Wenn sie mir nur zehn Seiten davon abgeben wollte, ich würde Euch schon zeigen.“

Indessen erhielten auch die anderen ihre Rollen: die tomsche Alt Kowirgin, der Komiker Luschkinin der zweite Liebhaber Taktow und die zweite Liebhaberin Magdonaldowa.

Der Debitantin Marystkin lie das Wasser im Munde zusammen und sie fragte mit mühsam verhaltenen Schlägen:

„... und ich?“

„Auch Du bekommst etwas, mein Lieber“, sagte der Regisseur. „Da hast Du eine Rolle — direkt zum Fin gerabieten!“

Zwischen seinen Fingern kam ein winziges, zerrittertes Papierchen zum Vorschein.

„Das ist die Rolle?“

„Das ist die Rolle.“

„Ja, wo denn?“

„Da.“

„Ich sehe sie nicht“, sagte die Marystkin verlegt.

„Nun, das macht nichts“, tröstete der Regisseur. „Sie ist zwar klein, aber gibt sie reichlich Gelegenheit zum Spielen und Du kommst im zweiten Akt zu Besuch.“

„Und was habe ich zu sagen?“

„Folgendes: Mit anderen Gästen tritt auch die Polujanowa ein. Sie geht auf die Gastgeberin zu und küßt sie...; sie sagt: „Endlich, meine Lieben, habe ich mich zu Euch aufgemacht.“ Die Hausfrau „Sehr erfreut; ich bitte Platz zu nehmen.“ „Ja, ich danke, das will ich tun; und ich werde sogar ein Täßchen Tee trinken.“ „Bitte sehr...“ Die Polujanowa setzt sich und trinkt Tee.“

„Das ist alles?“ fragte die Marystkin verzweifelt. „Wenn Sie mir doch wenigstens zwei Seiten gegeben hätten...“

„Aber, meine Beste! In dieser Rolle kommt ja alles einzig auf das Spiel an! Schau, wie typisch: „Endlich, meine Lieben, habe ich einmal mich zu Euch aufgemacht.“...“ sagt diese Frau. Das ist ja ein Mensch aus Fleisch und Blut! die russische Kaufmannsrau wie sie leidet und lebt!... Und dann: „Ja, danke, das will ich tun; und ich werde sogar ein Täßchen Tee trinken.“...“ Bitte Sie doch ein Täßchen Tee trinken.“...“ Bitte trinten Sie doch ein Täßchen Tee, Frau Polujanowa.“ Aber nein, keine Spur! Sondern dreist: „... und ich werde sogar ein Täßchen Tee trinken.“ Diese Dreistigkeit muß Du unterstreichen.“

Die Marystkin las ihre Rolle mit einer Grimasse des Widerwillens nochmals und sagte:

„Ich hingegen stelle mir diese Polujanowa anders vor: obwohl sie eine beschränkten Kaufmannsfamilie entstammt, möchte sie dennoch hinaus, ans Licht, in eine andere Welt... Sie hat ihre Ideale, ja sie ist sogar in einen Schriftsteller verliebt, aber ihr Mann peinigt und unterdrückt sie mit seiner Grobheit und Niederracht. Sie jedoch ist feindselig und garlich und strebt irgend wohin hinaus.“

„Meinetwegen“, sagte der Regisseur, „Mag sie nur immer streben. Das müßt Du ja wissen...“

„Ich werde sie ein wenig exaltiert, ein wenig hysterisch auffassen...“

„Sah sie hysterisch auf! Weiter...“ Die Rolle des Dieners Damian. Das sind Sie, Apollonow. Das Dienstmädchen Katerina — Sie, Wolstaja!“

Die Marystkin ging mit ihrer Rolle, in Gedanken verloren, von dannen.

II.

Der zweite Akt begann. Die Szene stellte den Salon im Hause der Frau Solznezowa (Lubarska) dar. Die Gäste finden sich ein; unter ihnen der Komiker Matoborow (Luschkinin), mit dem die Frau des Hauses ein gewöhnliches Gespräch führt, da sie jeden Augenblick das Erscheinen ihres Liebhabers Tschodomow erwartet, der sie mit der Baronin hintergangen hat. Eine Szene von höchster Dramatik bereitet sich vor: im Vordergrund die Auseinandersetzung zwischen den beiden Liebenden, im Hintergrunde die harmlose Unterhaltung der nichtsahnenden Gäste.

Beim Aufgehen des Vorhanges gewahrte man auf der Bühne einzig die Solznezowa. Sie lief erregt auf und ab, rang die Hände, überflog wieder und wieder irgend ein Zettelchen und flüsterle:

„Ist es denn möglich...? O, der Schuft!“

In diesem Augenblick trat ein Schwarm von Gästen ein; die Solznezowa nahm sich gewaltsam zusammen und ging ihnen zur Begrüßung entgegen.

Sie verneigte sich, küßte die Frau Polujanowa (Marystkin), und als der Souffleur erfreut sagte: „Ah, Sie! Welch eine angenehme Ueberraschung...!“ freute sich auch die Frau des Hauses ungemein und wiederholte gefügig:

„Ah, Sie! Das nenne ich aber eine angenehme Ueberraschung!...“

Trotz dieses liebenswürdigen Empfanges sah die Marystkin an der Gastgeberin vorbei in die Ferne und flüsterte traurig:

„Endlich, meine Lieben, habe ich mich einmal zu Euch aufgemacht!“

„Sehr erfreut!“ flüsterte der Souffleur zuvorkommend. „Bitte, nehmen Sie Platz.“

Die Marystkin schlug ein hysterisches Gelächter an, knüllte ihr Taschentuch zwischen Fingern und erwiderte:

„Ja, danke, das will ich tun; und ich werde sogar ein Täßchen Tee trinken.“

Sie setzte sich auf das Sofa, und ihr Herz trampfte sich schmerzlich zusammen.

„Alles...“ dachte sie bei sich. „Alles...! Das ist die ganze Rolle! Ich bin fertig.“

„Selt dem Morgen quält mich schon so ein Durst“, seufzte sie aber höflich laut hinzu. „Na, habe ich mir gedacht, wenn ich zu Solznezowa komme, werde ich dort Tee trinken. Nichts stülft eigentlich den Durst so wie Tee. Im Auslande soll er aber nicht Mode sein...“

„Schweigen Sie“, flüsterte der Souffleur. „Die Solznezowa geht zu den übrigen Gästen...“

„Wie kommt es nur, daß Sie so blaß sind, meine Liebe?“ fragt die Marystkin unermattet. „Haben Sie Unannehmlichkeiten?“

„Ja...“ stammelte die Solznezowa, die außer sich war, daß die Marystkin solches Zeug sprach.

Die Liebeshörigkeit des Souffleurs war reiflos erschöpft.

„Halten Sie den Mund!“ sagte er aufgebracht. „Was reden Sie da für Sachen, die nicht in der Rolle stehen? Zum Teufel!... Die Solznezowa geht zu den übrigen Gästen... Solznezowa! Gehen Sie!“

Die Solznezowa, die bisher die Marystkin in stummem Entsetzen angefaßert hatte, nahm ihre ganze schöpferische Art zusammen und improvisierte:

„Ich bitte mich zu entschuldigen. Ich muß noch die anderen begrüßen...“ Man wird Ihnen sofort den Tee servieren...“

„Bah, die Begrüßung läuft ja nicht weg“, sagte die Marystkin hartnäckig. „Wenn Sie wüßten, meine Teure...“ Ich bin ja so unglücklich... Ach, mein Mann, dieses grobe Vieh ohne Herz und Gemüt...!“

Die Marystkin führte ihr Taschentuch vor die Augen und schluchzte hysterisch:

„Nein, lieber den Tod, als ein Leben mit diesem Menschen!“

„Wirft Du jetzt endlich aufhören“, knirschte der Souffleur. „Warte, Alexei Nikolajewitsch wird Dir helfen! Die Ordnungstraße ist Dir sicher!“

„Und ich habe mir das Leben so ganz anders ausgemalt“, klagte die Marystkin händeringend... „Ich will hinaus — an's Licht! Ich will studieren! O, Frauenlos, Frauenlos, wer hat dich nur so grausam gestaltet?...“

„Beruhigen Sie sich!“ sagte die Solznezowa, ihr bleiches, verzerrtes Gesicht dem Publikum zuwendend. „Entschuldigen Sie, bitte, ich muß zu den andern Gästen...“

Die Marystkin griff sich verzweifelt an den Kopf.

„Zu den anderen Gästen? Ja, wer

sind denn diese anderen Gäste? Nichts als verächtliche Heuchler und Parasiten! Agrippina Nikolajewna! Vor ihren Augen leidet ein wirklicher Mensch, und Sie wollen ihn gegen irgend welche Hohlköpfe austauschen... O, Gott!... Alle kennen nur die reiche Frau Polujanowa, aber ihre Seele, ihr zermartertes Herz will Niemand kennen...“ Warmherziger Heiland, welche Qualen...!“

„Sie ist verrückt geworden“, sagte der Souffleur, klappte sein Buch zu und verank in die Tiefe.

„Ich will keine Heilige sein“, schrie jetzt die Marystkin, an die Rampe tretend. „Ich bin ein Weib, und ich liebe...“ Ja, ich liebe! Und wissen Sie, wen?“

Sie packte die Solznezowa beim Handgelenk, durchbohrte sie mit den Nägeln und zückte in höchster Erregung:

„Ich liebe Ihren Geliebten, den Sie erwarten! Er gehört mir, und ich lasse ihn Niemand. Alles, was man Ihnen von der Baroness geschriebe hat, ist erlogen! Ich allein liebe ihn! Sie beißen sich auf die Lippen, Madame? Hahaha! Ja, die Frau Polujanowa kennt keine Rücksicht! Ich habe einen Geliebten und sein Name ist Tschodomow!“

„Von der Bühne herunter!“ brüllte der Regisseur hinter den Kulissen.

„Jetzt fehlt eigentlich noch ein hysterischer Anfall“, dachte die Marystkin. „Wenn man sich hervortun will, ist das das beste Mittel...“

Sie warf sich auf das Sofa, verbarg das Gesicht in den Händen, und ihre Schultern begannen zu zittern... Sie weinte und lachte, rang die Hände und schrie:

„Ich lasse ihn nicht... oh... ich lasse ihn nicht... Du sollst ihn nie haben, du falsche Schlange!“

Noch niemals hatten die Zuschauer kläglichere, hilflosere Gesichter gesehen wie die der Schauspielerei während dieses Vorganges auf der Bühne. Sie alle waren seit jeher einzig darauf dressiert, das Rollenheft nachzuschlappen, sei es nun, daß es zwei oder ein oder gar nur ein Viertelstunde wog, so dressiert, daß auch nicht ein Wort von ihnen die einfachste Redeübung, der selbstverständliche Ausruf einfiel, den jeder Zeuge eines hysterischen Anfalls unwillkürlich gebraucht.

Während die Polujanowa auf dem Sofa mit Armen und Beinen um sich schlug, standen zwei der Gäste, als ob sie für ihre Umgebung taub wären, vor einem Gemälde, betrachteten es mit höchstem Interesse und wechselten die auswendig gelernten Worte:

„Diese Solznezowa muß in der Tat reich sein. Schauen Sie nur, wie tollbar sie eingerichtet ist...“

„Man sagt, sie soll etwas mit Tschodomow zu tun haben...“

„Nicht möglich! Wer sagt das? Ich habe noch nie davon reden gehört.“

Niemanden fiel es ein, der jammernnden Frau Polujanowa auch nur ein Glas Wasser anzubieten. Nachdem sie sich gehörig ausgievigt und ausgelacht hatte, stand sie auf — wachte — und wandte sich zum Abschied nochmals an ihre Wirtin:

„Ach, wohl, schmähliche Intrigant! Nun verstehe ich, warum Du mir Tee angeboten hast! Ich habe wohl gesehen, wie dein Helfershelfer im Nebenzimmer ein weißes Pulver in die Tasse geschüttelt hat! Haha! Aber die Polujanowa wird, wenn ihre Stunde gekommen ist, freiwillig zu sterben wissen — von eigener Hand! Ihr reicht nicht an sie heran, erdärmliches Gewürm! Lebt wohl, ihr Masten und Stieberpuppen! Hinaus, hinaus!...“ Sie gebe hinaus in das Licht — das jubelnde Leben...!“

Die Marystkin ging ab... Auf der Galerie aber brach ein Sturm der Begeisterung los, der auf die übrigen Ränge und das Parquet übersprang und sich fortspitzte bis in dessen vordersten Reihen...
III.

Die Marystkin trat erschöpft hinter die Kulissen und wollte gerade in ihre Garderobe schlüpfen, als sie auf den Regisseur fiel, der wie ein Hahnen auf sie zuflüchtete.

„Da hast du deine Sachen — sie sind gepackt. Achtundvierzig Rubel hast du zu bekommen, minus fünf- undzwanzig Ordnungstrafe, bleiben — drei Da...“

„Gut“, sagte die Marystkin müde. „Meinetwegen...“ Lassen Sie meine Sachen in die Droschke bringen...“

„Nikolaj! Schmeiß mal die Sachen da raus!“

„Adieu!“

„Raus!“

Die Marystkin fuhr mit der Hand über das geschminkte Gesicht, zog den ärmlichen, abgetragenen Mantel fester um die Toilette der Frau Polujanowa und wankte hinaus in die Nacht... Sie hatte doch einmal eine große Rolle gespielt...
IV.

„Zu den anderen Gästen? Ja, wer